



Akademische Festveranstaltung

anlässlich des

65. Geburtstags

von

Professor Dr. Karl Schmitt

Aula der Friedrich-Schiller-Universität Jena

12. Juni 2009

FPJ-Nr. 19/2009

Institut für Politikwissenschaft

D – 07740 Jena Tel.: 03641/945431
Ernst-Abbe-Platz 8 Fax: 03641/945432

FORUM POLITICUM JENENSE

FRIEDRICH-SCHILLER-UNIVERSITÄT JENA

Akademische Festveranstaltung

anlässlich des

65. Geburtstags

von

Professor Dr. Karl Schmitt

Aula der Friedrich-Schiller-Universität Jena

12. Juni 2009

FPJ-Nr. 19/2009

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Akademische Festveranstaltung anlässlich des 65. Geburtstags von Professor Dr. Karl Schmitt

Aula der Friedrich-Schiller-Universität Jena 12. Juni 2009

Jena: Universitätsdruckerei, 2009

Forum Politicum Jenense, Beitrag Nr. 19

ISBN 3-9807645-7-5

FORUM POLITICUM JENENSE

Beitrag Nr. 19

Herausgeber:

Institut für Politikwissenschaft,
Friedrich-Schiller-Universität Jena
Ernst-Abbe-Platz 8

07740 Jena

Tel.: 03641/945431

Fax: 03641/945432

Copyright: 2009 by Institut für Politikwissenschaft, Jena

Bezug über Herausgeber gegen Herstellungskosten + Versand

ISBN 3-9807645-7-5

PD Dr. Torsten Oppelland

Geschäftsführer des Instituts für Politikwissenschaft FSU Jena

Begrüßung

Magnifizienz, meine Dame, meine Herren Prorektoren, Spektabilis, sehr geehrter Herr Ministerpräsident a.D., Herr Oberbürgermeister a.D., Herr Bürgermeister, Herr Staatssekretär, Herr Abgeordneter Matschie, sehr geehrter Herr Prof. Schwarz, den ich als Ehrendoktor der Fakultät und stellvertretend für die anwesenden Autoren der später zu überreichenden Festschrift begrüße, liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr geehrte Damen und Herren – vor allem aber: lieber Herr Schmitt, liebe Frau Schneider-Röpke, liebe Klara Schmitt, lieber Paul Schmitt,

im Namen des Instituts für Politikwissenschaft und anstelle von dessen Direktor, Prof. Dreyer, der zur gleichen Zeit an anderer Stelle sprechen muss, darf ich Sie alle herzlich zu diesem Festakt anlässlich des 65. Geburtstages von Prof. Karl Schmitt begrüßen.

Dies ist ein wenig die Feier-Saison am Institut, denn bereits gestern haben wir hier am selben Ort und fast zur selben Zeit die Absolventen des letzten Jahres im Rahmen des „Tages der Politikwissenschaft“ feierlich verabschiedet. Für diesen Tag hat sich inzwischen ein bestimmter Ablauf eingebürgert, er hat sich nach einem Wort von Herrn Dicke „liturgisiert“. Das gilt für die heutige Feier nicht! Denn hier haben wir es aus der Sicht unseres – immer noch vergleichsweise jungen – Instituts mit einem Novum zu tun, nämlich der Feier des 65. Geburtstages und damit der gewissermaßen offiziellen Verabschiedung in den Ruhestand einer Persönlichkeit, die unser Institut gegründet und über viele Jahre ganz entscheidend geprägt hat. Das lenkt fast zwangsläufig den Blick zurück auf die Anfänge hier in Jena, in eine Zeit des Umbruchs, als der JenTower noch Uniturm hieß und wir dort die ersten Schreibtische und auch unsere Bibliothek hatten; als die Gebäude des jetzigen Uni-Campus noch mehr

oder weniger entkernte Fabrikhallen waren und die Politikwissenschaft an der FSU aus einer Handvoll Leuten und kaum mehr Studierenden bestanden. Ich erinnere mich noch gut an Gründungsveranstaltung des Instituts, bei der Herr Schmitt von 60 Studierenden sprach und der Vertreter dieser Studierenden widersprach, er wisse nur von etwa 20 Kommilitonen.

Seitdem ist wahrlich viel passiert; sei es die mehrfache Überführung des Instituts in immer „schönere“ Räumlichkeiten; sei es das nach einer Anlaufphase sehr schnelle Wachstum der Zahl der Studierenden; sei es die Berufung der weiteren Professoren (nicht zuletzt des heutigen Rektors); oder sei es die Einwerbung erster drittmittelgestützter Forschungsprojekte, die teils früher, teils später ihren Abschluss in großen Publikationen fanden – an allem war Herr Schmitt maßgeblich und führend beteiligt!

Deshalb ist es selbstverständlich, dass die heutige Veranstaltung in ihren beiden Komponenten, Festakt und Festschrift, vor allem einen Zweck hat, nämlich den Dank und die Anerkennung für die vielen Jahre Ihrer Tätigkeit, Herr Schmitt, am Institut für Politikwissenschaft auszudrücken! Der Aufbau dieses Instituts ist Teil Ihres wissenschaftlichen Lebenswerks, das ist wohl allen hier bewusst; und es ist allen Angehörigen des Instituts bewusst, dass es uns aufgegeben ist, das Werk fortzuführen.

Gerade im Hinblick auf den kurzen Blick zurück freut es uns alle sehr, dass der Herr Ministerpräsident a.D. Prof. Bernhard Vogel heute ein Grußwort sprechen wird, denn Herr Vogel hat bereits 1993 bei der Gründung des Instituts in seiner Eigenschaft als Ministerpräsident und Politikwissenschaftler eine Rede gehalten. Herr Vogel, vielleicht erinnern Sie sich, damals war die Veranstaltung im Senatsaal, der sich binnen kürzester Zeit aufgrund der unerwartet hohen Zahl an Gästen enorm aufgeheizt hatte. Ich brauche hier in Thüringen Prof. Bernhard Vogel nicht weiter vorstellen. Es ist allgemein bekannt, dass er insofern einzigartig ist, als er bis heute der einzige Politiker der Bundesrepublik Deutschland ist, der Ministerpräsident zweier Bundesländer, von Rheinland-Pfalz und Thüringen, war. Heute ist er Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung und

auch Vorsitzender des Universitätsrates der FSU, der heute erst getagt hat; insofern ist er nicht nur unserem Institut, sondern der Universität insgesamt verbunden.

Nach einem musikalischen Zwischenspiel von Herrn Dr. Philipp Schäffler, für das schon im Voraus herzlich gedankt sei, wird der Rektor, Prof. Klaus Dicke, die Laudatio halten. Ihn brauche ich hier in der Aula seiner FSU nun wirklich nicht weiter vorstellen.

Dass bei einem Festakt zu Ehren des Politikwissenschaftlers Karl Schmitt ein Theologe die Festrede hält, ist nicht so überraschend, wie man meinen könnte, denn Herr Schmitt hat sich immer wieder mit Fragen von Konfession und Wahlverhalten, mit dem Staatskirchenrecht und dem politischen Katholizismus befasst. Überraschend ist vielmehr, dass es ein evangelischer Theologe ist, der die Festrede halten wird. Der Grund liegt, soweit mir bekannt ist, darin, dass Herr Landesbischof im Ruhestand, wie man seit einigen Tagen sagen muss, Prof. Kähler und Herr Schmitt seit langem, schon vor den Ereignissen der friedlichen Revolution in der DDR und demnach auch lange vor der Berufung von Karl Schmitt an die FSU sehr gut befreundet sind.

Prof. Kähler ist ein Jahrgangsgenosse von Karl Schmitt – ich erspare Ihnen jetzt die 65 Jahre zurückzurechnen, es ist der Jahrgang 1944 – und hat in der DDR die, soweit ich es beurteilen kann, klassische Laufbahn eines wissenschaftlichen Theologen durchlaufen; dazu gehörte eben nicht nur Abitur und Theologiestudium, sondern auch eine Lehre, in seinem Fall als Elektromonteur. Das Studium der Theologie hat er hier in Jena und in Greifswald absolviert; in Jena, wo er bis 1977 Assistent und Gemeindevikar war, wurde er 1974 promoviert mit seinen Studien zur Form- und Traditionsgeschichte der biblischen Makarismen (also den Seligpreisungen wie sie vor allem in der Bergpredigt vorkommen). Dann kam der Wechsel nach Leipzig ins Pfarramt und über einen Lehrauftrag für Neues Testament auch die Fortsetzung der akademischen Karriere als Dozent und Professor am Theologischen Seminar in Leipzig. Nach der friedlichen Re-

volution wurde er 1992 – wiederum hier in Jena mit einer Arbeit mit dem schönen Titel „Jesu Gleichnisse als Poesie und Therapie: Versuch eines integrativen Zugangs zum kommunikativen Aspekt von Gleichnissen Jesu“, erschienen 1995 bei Mohr – habilitiert und förmlich zum Professor an Universität Leipzig berufen, wo er von 1997 bis 2000 auch Prorektor war. Von den 53 weiteren Publikationen, die ich im GBV gefunden habe, werde ich keine weiteren nennen, weil ich leider nicht einschätzen kann, welches die wichtigsten sind. 2001 wurde Prof. Kähler aus der akademischen Laufbahn heraus zum Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen gewählt. Mit der Fusion der Kirchenprovinz Sachsen (also i.w. der Kirche in Sachsen-Anhalt [und Erfurt]) und der thüringischen Landeskirche zur Evangelischen Kirche Mitteldeutschlands hat Prof. Kähler wesentlich daran mitgewirkt, sein eigenes Amt abzuschaffen – ein aus politikwissenschaftlicher Sicht äußerst ungewöhnliches Handeln, das aber aus der Einsicht in die Notwendigkeit motiviert war. Herzlichen Dank, Herr Kähler, dass Sie heute die Festrede halten werden.

Damit bleibt mir nur noch allen, die mitgewirkt haben, den heutigen Festakt vorzubereiten, besonders Frau Wondrak und Frau Jakob, ein herzliches Dankeschön zu sagen und das Wort an Herrn Prof. Vogel zu übergeben.

Ministerpräsident a.D. Prof. Dr. Bernhard Vogel
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
Grußwort

Magnifizienz, Herr Professor Dicke, verehrter Herr Dr. Oppelland, hoch verehrter Bischof Kähler, meine sehr verehrten Damen und Herren und vor allem lieber Karl Schmitt!

Aus mehreren Gründen freut es mich, ein Grußwort sprechen zu dürfen. Nicht nur als ehemaliger Ministerpräsident, der viel Grund hat, Karl Schmitt für seine hilfreiche Verbundenheit mit dem Freistaat Thüringen zu danken, sondern – Sie wiesen schon darauf hin – auch als Vorsitzender des Universitätsrates der Universität Jena, der weiß, dass gute Professoren in treuer Pflichterfüllung in Forschung und Lehre wie Karl Schmitt die Voraussetzung dafür sind, dass diese Universität einen so guten Ruf genießt. Und ich freue mich, ein Grußwort sagen zu dürfen, auch als Fachkollege von Karl Schmitt, der unsere Disziplin, die Politische Wissenschaft hervorragend vertritt und ihr Ehre gemacht hat, insbesondere in den 16 Jahren seit der Mitbegründung des Instituts für Politikwissenschaft hier in Jena. Wir haben 1992 gemeinsam, wenn auch mit unterschiedlichen Aufgaben, in Thüringen begonnen. Schließlich freue ich mich als Mitglied eines Freundeskreises mit Freiburger Hintergrund, dem wir beide angehören und der Ihnen manchen guten Rat und viele hilfreiche Anregungen zu verdanken hat.

Nun möchte ich möglichst den Fehler vermeiden, im Grußwort vorwegzunehmen, was der Laudator und der Festredner sich vorgenommen haben später zu sagen. Aber ein Verdienst Karl Schmitts erlaube ich mir doch gleich vorweg zu rühmen. Karl Schmitt hat sich in den Jahren des Wiedererstehens dieses Freistaates um diesen Freistaat besondere Verdienste erworben. Nach dem Brandanschlag auf die Erfurter Synagoge ausgerechnet am 20. April 2000 habe ich angekündigt, dass wir künftig in

jedem Jahr einen Bericht zu Radikalismus und Extremismus im Freistaat veröffentlichen und dafür wissenschaftliche Erhebungen in Auftrag geben würden. Und schon im November 2000 hat eine Forschungsgruppe der Universität Jena die erste gründliche, erfolgreiche und umfangreiche Studie vorgelegt: „Politische Kultur im Freistaat Thüringen“, verfasst von Karl Schmitt, Klaus Dicke und Michael Edinger, der erste Thüringen-Monitor. Karl Schmitt hat ihn dann über viele Jahre bis 2008 verantwortlich begleitet. Es handelt sich dabei um wissenschaftliche Studien, die Aussagen über die politische Kultur im Freistaat treffen und die die Einstellungen, Haltungen und Meinungen zum Staat, zu seinen Einrichtungen und zur Demokratie ermittelt haben. Dafür ist ihm herzlich zu danken.

Karl Schmitt hat darüber hinaus dafür gesorgt, dass mit der Beschreibung der Geschichte dieses Landes nach der friedlichen Revolution begonnen worden ist. Ein umfangreiches Handbuch über die Parteien in Thüringen, herausgegeben zusammen mit Ihnen, Herr Dr. Oppelland, liegt vor, das festhält, wie die heutige Parteienstruktur in Thüringen sich nach dem November 1989 entfaltet oder auch wieder entfaltet hat. Und ein Handbuch „Kommunales Führungspersonal im Umbruch“, zusammen mit Jürgen Maier aus der Hand von Karl Schmitt, sei erwähnt und auch die schon früher, 1996, erschienene erste politische Landeskunde Thüringens. Vorausgegangen war bereits 1995 ein Buch über die ein Jahr zuvor verabschiedete neue Thüringer Verfassung, um nur diese wesentlichen Publikationen, für die der Freistaat, für die wir alle Karl Schmitt zu danken haben, zu erwähnen.

Sie haben, lieber Herr Schmitt, mit diesen über unser engeres Fachgebiet hinaus bedeutsamen Publikationen sich bleibende, weiter weisende Verdienste erworben und es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen herzlich dafür zu danken. Natürlich, wenn das heute geschieht, verbunden mit herzlichen Glückwünschen zu Ihrem Geburtstag und mit dem Wunsch, dass Ihnen der Schritt in eine neue Lebensphase gelingen möge. Und damit, dass wir uns wünschen, dass Sie dieses Land und auch uns weiter begleiten mögen.

In der Tat, wie Sie mir einmal in einer Widmung geschrieben haben, haben Sie jetzt den Rücken frei für Neues. Und deswegen ist unsere Dankbarkeit für die Vergangenheit mit der Neugierde auf Ihre Zukunft verbunden. Deswegen folgt dem Dank die besondere Vorfreude auf das, was uns jetzt aus Ihrer Feder erwarten wird. Herzlichen Glückwunsch und eine gute Zukunft!

Prof. Dr. Klaus Dicke

Rektor der FSU Jena

Laudatio auf Karl Schmitt anlässlich der Übergabe der Festschrift

„Konfession und Wahlverhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1989“ – diese bibliographische Angabe klingt 20 Jahre nach der Publikation wie die *Postcommunio*, wenn nicht die *Oratio super populum* der guten alten Bonner Republik. Dem lesenden Rheinländer zumal war klar, was z. B. „Kirchgangshäufigkeit“ politisch bedeutete, wenngleich er sich über diese neumodische Kategorie etwas geärgert haben mag, denn rheinische Katholiken – eigentlich ein Pleonasmus – gingen nicht häufig, sondern sonntags immer zur Kirche und bei der Handvoll gesichtsbekannter Protestanten wusste man ohnehin nicht, ob sie überhaupt wählen gingen. Und wer – wir reden immer noch von Rheinländern – in die Politikwissenschaft auch nur hineingehört hatte, wusste um die Erklärungskraft konfessioneller *cleavages*, wenn sich auch seit 1972 und 1976 die Dinge zu ändern begonnen hatten – war da nicht das „publik forum“? Bestätigung von immer schon Gewusstem und zugleich Verunsicherung angesichts beobachtbaren Wandels – eine politikwissenschaftliche, eine typisch politikwissenschaftliche Untersuchung also.

Untersetzt man die bibliographische Angabe freilich biographisch, ändert sich die Perspektive. Der Autor, Karl Schmitt, 1944 kriegsbedingt im Süddeutschen geboren, war in Neuwied aufgewachsen, jenem rechtsrheinischen Städtchen am Fuße des Westerwaldes, das erst nach dem Dreißigjährigen Krieg Residenz der Grafschaft Wied wurde, zum nieder-rheinisch-westfälischen Reichskreis zählte, 1806 an Nassau, 1815 an Preußen fiel und seit 1945 dem föderalen Neuling Rheinland-Pfalz zugeschlagen wurde. Von Neuwied wusste man links des Rheins vier Dinge: erstens, dass es ausweislich der Autos mit dem Kennzeichen „NR“ Neuwieder gab, zweitens dass eine „Neuwieder Brücke“ über den Rhein führt, drittens dass die fruchtbare und bimsreiche Landschaft zwischen Koblenz

und Andernach das „Neuwieder Becken“ genannt wurde und viertens – aber dies war schon Spezialwissen und bei Kennern mit Sympathie, wenn auch kaum mit vertiefter Kenntnis konnotiert –, dass Neuwied Sitz einer Herrnhuter Gemeinde war.

Der Autor Karl Schmitt war also in Neuwied aufgewachsen. Er wusste somit, dass die Kapriolen der Politik auf historisch gewachsene *cleavages* keineswegs verlässlich Rücksicht nehmen, dass politische Landkarten sich schnell verändern können und man deshalb die Welt in ihrer Vielfalt kennen muss, und dass politische Einstellungen, also das, was Francis Bacon einst die „idola“ nannte, im praktischen Leben eine sehr viel größere Rolle spielen als nackte und nüchterne Fakten. Damit war eine Forscherbiographie vorgezeichnet, die, was die akademischen Stationen angeht, über Bonn nach Freiburg und, nachdem der Neuwieder ein „Freiburger“ geworden war, über Köln nach Jena führte. Und damit waren Themen gesetzt: Parteien und Wahlverhalten, Kirche und Politik, politische Landeskunde und politische Kultur, und auch Föderalismus. Und vielleicht mag es angesichts all dessen niemanden mehr überraschen, dass die Dissertation dem Staatsbürgerkundeunterricht in der DDR gewidmet war und zusammen mit der bereits angeführten Habilitationsschrift die Basis für eine Jenaer Karriere schuf.

Doch vor dem Thüringer und Jenaer Karl Schmitt steht der Freiburger, den er mit an die Saale brachte. In seinen Freiburger Arbeiten spiegeln sich die Interessen des Bergstraesser-Instituts ebenso wider wie ein Charakterzug, der von Nesttreue ebenso geprägt ist wie von der Liebe zu Ausflügen in unbekannte Fernen. Seine Schriften vor allem der Freiburger und Kölner Zeit muten an wie die Protokolle eines wissenschaftlichen Zugvogels, der die Heimat der Parteienforschung als Brutstätte zu schätzen weiß, den es aber immer wieder in ferne Gefilde zieht: Sein Interesse für Frankreich und die Schweiz mag man noch mit Neuwieder Determinanten, dem Studium der Romanistik und dem in der Jenaer Denomination dann festgehaltenen „europäischen Vergleich“ erklären, aber Äthiopien, Israel, Marokko, die Philippinen, Syrien? Und seine Reisen, von de-

nen er treffsichere landeskundliche Einschätzungen ebenso wie unvergessene Anekdoten mitbringt: die USA, der Libanon, Slowenien, Irland, Bulgarien fallen mir allein auf Anhieb ein. Von kaum einem kann man wie von Karl Schmitt politische Weltkunde lernen – gesetzt den Fall, man bringt Zeit mit, denn wenn er einmal erzählt, dann erzählt er, und erzählt, und erzählt, und erzählt.

Besonderer Hervorhebung, aber auch Erläuterung bedarf die bereits angedeutete Freiburg-geprägte, oder sagen wir soziologisch korrekter: die von Freiburg surdeterminierte Nesttreue, und dies nicht von ungefähr, denn wenn es in der deutschen Politikwissenschaft eine Schule gibt, dann die Freiburger. Da Freiburger überall zu finden sind, kennt Karl Schmitt als Freiburger die Szene. Ja mehr noch: das die-Szene-Kennen-Müssen hat eine aufs höchste ausgeprägte Ader seiner Persönlichkeit getroffen: Karl Schmitt kennt Menschen, und er weiß sie zu beurteilen, nicht nach Hirsch-Index oder bibliometrischen Kenngrößen, sondern nach einfachen menschlichen Qualitäten. Und seine Nesttreue folgt eben nicht den Kalkülen eines kölschen oder sonstigen Klüngels, sondern uralten Kriterien menschlichen Miteinanders und persönlicher Freundschaft. Ich weiß bis heute nicht, ob Karl Schmitt auf all seinen Reisen durch Deutschland, Europa und die Welt jemals wirklich ein Hotelzimmer gebraucht hat.

Jena wurde dann die Spielwiese seiner eigentlichen Gestaltungskraft. Er hat als Institutsdirektor, und wenn er einmal nicht Institutsdirektor war, als höchst effektiver Strippenzieher im Hintergrund, das Jenaer Institut für Politikwissenschaft aufgebaut und geprägt. Das hört sich sehr akademisch an, war aber bei Lichte betrachtet handfeste Knochenarbeit. Ich will nur eine einzige Szene schildern, die typisch ist. Es ging wieder einmal um den Umzug des Instituts von der Tatzendpromenade in die Innenstadt. Karl hatte durch vertrauliche Gespräche mit dem damaligen Dezernenten für Baufragen in Erfahrung gebracht, dass der Kanzler im Neubau am Abbe-Platz eine Kanzler-Reserve vorgesehen hatte, die er, Karl, für ein optimales Domizil der Politikwissenschaft hielt. Wir müssten uns das einmal ansehen, meinte er eines Nachmittags, und kurz nach Einbruch der

Dunkelheit fand ich mich ohne Helm und jedwede Absicherung im 4. Stock eines Rohbaus umherstapfen und sah die Gewissheit in mir wachsen, dass genau dies die künftigen Räume der Politikwissenschaft in Jena sein würden. Sie sind es bis heute, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, aber sie hätten schon deshalb den Namen „Karl-Schmitt-Flur“ verdient, weil es ihm in der Folge gelungen ist, diese Räume dem Kanzler buchstäblich aus den Rippen zu leiern.

Das wirft durchaus ein Licht auf den Charakter Karl Schmitt. Wenn er einmal von etwas überzeugt ist, dann steht er unbeugsam. Darin ist er verlässlich, und darin kann man ihm ohne Wenn und Aber vertrauen. Aber bis er von etwas überzeugt ist, kann es dauern und kann es seinen Zeitgenossen erhebliche Nerven abverlangen. Karl Schmitt und seine Entscheidungen – das ist ein Thema, das in der Öffentlichkeit aus humanitären Gründen eigentlich nichts zu suchen hat, wäre da nicht eine aktuell anstehende Entscheidung, zu der ich doch ein Wort sagen möchte: Jena oder Köln, und ich vermute einmal, dass für Karl nicht einmal klar ist, ob es eine Entscheidung Jena oder Köln oder Köln oder Jena ist. Ich sage jetzt einfach mal Jena, wohl wissend, dass bei der Entscheidung für Köln Dein Weg häufig nach Jena und dann auch gelegentlich in Oettern vorbei führen würde, wohl wissend aber auch, dass Dein Rat in einem Jena-basierten Netzwerk deutlich mehr Wirkung zeitigt als im Moloch NRW, wohl wissend aber endlich auch, dass ich damit Dein Entscheidungsspiel um keinen Deut beeinflussen kann.

Deshalb abschließend folgendes Rektor-Wort: Karl Schmitt hat seit 1992 leise, aber penetrant, die universitäre Landschaft Jenas mit geprägt. Für seine Mitwirkung am Neubau der Universität, der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften und des Instituts für Politikwissenschaft gebührt ihm ein herzlicher Dank der Universität. So richtig ist er aus Jena nicht wegzudenken.

Prof. Dr. Atonius Liedhegener

Zentrum für Religion, Wirtschaft Politik Universität Luzern

Rede zur Überreichung der Festschrift

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber Herr Schmitt!

Ich freue mich sehr Ihnen, lieber Herr Schmitt, in meiner Eigenschaft als Mitherausgeber heute auch im Namen von Herrn Oppelland und allen Autoren Ihre Festschrift hier an der Friedrich-Schiller-Universität und heute, also sozusagen noch in der Festoktav Ihres 65. Geburtstags, den Sie letzte Woche gefeiert haben, überreichen zu dürfen. Genau wie die Vorredner und alle in der Aula Anwesenden möchten wir, die Autoren und Herausgeber, mit dieser Festschrift unsere Hochachtung und unseren aufrichtigen Dank zum Ausdruck bringen für das, was Sie in den zurückliegenden Jahren für die Politikwissenschaft, für die Diskussion und Kommunikation unseres Faches in Deutschland, für die Etablierung der Disziplin in den neuen Bundesländern und insbesondere hier in Thüringen, für die Stellung der Politikwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität und für das Studium der Politikwissenschaft als einer Demokratiewissenschaft in Jena geleistet haben. Und dieser Dank schließt ganz bewusst auch den Dank für die zahlreichen menschlich guten Begegnungen mit Ihnen als Kollegen, Vorgesetztem, Lehrer, Vertrautem und für viele Anwesende auch Freund mit ein.

Dass dieser Dank vielen ein aufrichtiges Anliegen ist, haben Herr Oppelland und ich in den letzten Monaten in unserer Eigenschaft als Herausgeber immer wieder erlebt. Die große Zahl Ihrer Freunde, Weggefährten, Kollegen, Mitarbeiter und Absolventen, die in diesem Buch versammelt sind und die im Verlaufe der vergangenen Monate ihre Ideen, ihr Können und ihre Kraft und Zeit bereitwillig für diese Ihnen zugedachte Festschrift eingesetzt haben, machen deutlich, dass Ihr Schaffen und Ihr Werk weit über Jena hinaus gewürdigt werden und dass über die Jahre viele dichte

Beziehungen und Freundschaften entstanden sind. Und natürlich ist es Herrn Oppelland und mir ein Anliegen, diese Gelegenheit zu nutzen und der Trägerin und allen Beitragern des Bandes dafür zu danken, dass sie das Unternehmen einer Festschrift für Karl Schmitt so tatkräftig mitgetragen haben.

Die Festschrift trägt den programmatischen Titel "Parteiendemokratie in der Bewährung". Herr Oppelland und ich hatten im Frühjahr letzten Jahres alle Beitragenden gebeten, aus ihrem jeweiligen Forschungsfeld heraus einen Aufsatz zu diesem aktuellen Generalthema zu verfassen. Das Buch versammelt 36 Beiträge in sieben großen thematischen Abschnitten. Behandelt werden die Geschichte und Theorie der Parteiendemokratie, die Parteiendemokratie und das Institutionengefüge der Bundesrepublik Deutschland, ihr Parteiensystem und die 'Krise der Parteien' in der Gegenwart, die Parteiendemokratie in der Region und in anderen westlichen Demokratien und schließlich die Rolle der Parteien in der Entwicklung der Demokratie und in der internationalen Politik.

Um Sie, lieber Herr Schmitt, und Ihre Gäste noch ein wenig neugieriger auf die 574 Seiten der Festschrift zu machen, seien hier einige, wenige Titel herausgegriffen. Zu lesen ist etwa über:

Der Parteienstaat – Gefahrgut für die Demokratie? Ideologiekritische und empirische Anmerkungen zu einer aktuellen Debatte

Vom Zweieinhalb- zum Fünf-Parteiensystem: neue Bündnisse oder alte Lager?

Parteien-, Politik- und Demokratieverdrossenheit – eine Herausforderung für die politikdidaktische Forschung und für die Praxis der politischen Bildung

Wahl, Sympathie und Bindung: Die Thüringer und ihre Parteien im Wahljahr 2009

Die Parteien in der amerikanischen Wählerschaft

Nachbar Schweiz: Rechtspopulismus als Bewährungsprobe für die Konkordanzdemokratie

Modell „Hongkong“ oder „Hanoi“? Das libanesische Parteiensystem zwischen Beharrung und Wandel

Sie sehen, lieber Herr Schmitt, mit dieser thematischen Festschrift möchten wir in der Tradition der Jenaer Politikwissenschaft eine wichtige politische Frage der Gegenwart – die anstehende Bewährung der uns vertrauten Parteiendemokratie im deutschen wie internationalen Kontext angesichts nachlassender parteipolitischer Bindungen und zunehmender transnationaler Einflüsse – bearbeiten. Wir möchten mit dem Thema "Parteiendemokratie in der Bewährung" aber zugleich und nicht zuletzt einen wesentlichen Teil Ihrer wissenschaftlichen Arbeit der letzten Jahre markant hervorheben, nämlich Ihren Beitrag zur Parteienforschung in Deutschland. Wir würden uns natürlich freuen, wenn Ihre Festschrift in der Fachwelt weite Beachtung findet, hoffen aber vor allem, dass Ihnen dieser jüngste Band in der von Ihnen mit herausgegebenen Schriftenreihe des Instituts für Politikwissenschaft als ein bleibendes Zeichen der Verbundenheit aller Beteiligten eine Freude zum 65. Geburtstag macht.

Herzlichen Glückwunsch und viel Spaß bei der Lektüre im Unruhestand!

Landesbischof i.R. Prof. Dr. Christoph Kähler

Festvortrag

„Einigkeit und Recht und Freiheit. Gemeinsame – geteilte Erfahrungen“

1. „Es genügt nicht, zur Sache zu reden, man muß zu den Menschen reden.“¹

Wenn der Apostel Paulus ein neues Problem fixiert, dann fragt er sich und seine Hörer oder Leser regelmäßig: „Was sollen wir denn nun sagen?“² Dieselbe Frage stellt sich mir nun, weil ich als Fachfremder mit einer Festrede beauftragt bin.

Da könnte es gut sein, sich an die alten Meister zu wenden, die das Reden lehrten. So fiel mein Blick auf Marcus Fabius Quintilian. Er wendet sich im Buch III seiner *Institutionis Oratoriae Libri duodecim*, den 12 Büchern über die Ausbildung des Redners, gegen diejenigen, die jeden Vortrag zu einem Spezialfall der Gerichtsrede machen wollen und diese aber zum Oberbegriff für jedweden öffentlichen Vortrag.³ Der römische Rhetoriklehrer unterscheidet mit Aristoteles trennscharf die Parteienrede in der Volksversammlung bzw. im Parlament von der Anklage oder Verteidigung, also den Plädoyers vor Gericht. Sodann aber kennt er noch einen dritten Texttyp, die Lob- und Preisrede, das *genus demonstrativum*. Denn diese vor einer hohen Festversammlung zu haltende Rede befasse sich von ihrem Wesen her nicht mit Zweifel behafteten Dingen wie Klage, Anklage oder der Beratung zum Zwecke von Beschlussfassungen, sondern spräche nur zum Lobe einer Person oder eines Gottes – oder einer Gemeinschaft, eines Berufes oder einer Sache.

¹ Lec, Stanisław Jerzy, *Unfrisierte Gedanken*, hrsg. und übers. von Karl Dedecius, Erstausgabe, München 1959, S. 46.

² Röm 7,7 u.ö.

³ 3,7,1ff.: zitiert nach Rahn, Helmut (Hrsg. und Übers.), *Marcus Fabius Quintilianus: Ausbildung des Redners*, Darmstadt 1988, Bd. 1, S. 348ff.

Die Kontroverse ist damit auf den Punkt gebracht. Sie kreist – so Quintilian – um die Frage: „Handelt jede Rede von Problematischem?“ Seine Antwort darauf ist zunächst einfach: Die Aufgabe, jedenfalls der Lobrede, sei, so der Redentrainer, nichts anderes als „die Dinge zu steigern und auszuschmücken“. Das erinnert mich als Neutestamentler ein wenig an die Aufforderung der Bergpredigt: „Richtet nicht!“⁴ – jedenfalls nicht in Lob- und Preisreden; eine solche aber wird auch das Folgende sein – trotz und im Rahmen der ihr vorausgegangenen Laudationes und Grußworte.

Im Jahre 2009 eine Rede als Theologe auf einen Politikwissenschaftler im thüringischen Jena, der aber aus dem Rheinischen stammt, eine Rede auf einen Freund zu halten, zu dem die Beziehung schon 1980 die Form einer Patenschaft zu meiner jüngsten Tochter annahm, nachzudenken, wie der rheinisch-katholische Bruder in östlich-evangelischer Perspektive wahrzunehmen ist; das alles kann und sollte sich nicht so sehr zu Urteilen verdichten, sosehr unsere wissenschaftlichen Bemühungen sonst solche Quintessenzen hervorbringen. Stattdessen mag der Modus der narratio vorherrschen, schlichter gesagt: Es sollen Geschichten erzählt, angedeutet und zitiert werden. Die sich ergebenden Schlussfolgerungen und damit ein Urteil können bestenfalls vorläufig ausfallen.

2. Einigkeit und Recht und Freiheit oder „Wenn ein Volk keine Stimme hat, merkt man es sogar beim Singen der Nationalhymne.“⁵

Was aber kann und darf man nach den Regeln der Kunst von Personen, Gemeinschaften, Berufen und Sachen preisen – und in welcher Weise? Quintilian gibt hier zwei Ratschläge. Einen ersten: „nach Zeitabschnitten (zu) gliedern: die Zeit, die ihnen vorausging, und die, in der sie selbst lebten; bei denen, die ihr Schicksal erfüllt haben, auch noch die Zeit, die auf sie gefolgt ist.“ Letzteres ist glücklicher Weise noch nicht angezeigt.

⁴ Mt 7, 1.

⁵ Lec, Unfrisierte Gedanken, S. 34.

Ein zweiter Rat lautet: „Dem Menschen voran wird man Vaterland, Eltern und Vorfahren stellen, die zwiefach zu behandeln sind: denn entweder wird es eine schöne Leistung sein, sich eines adligen Hauses würdig gezeigt oder aber ein wenig angesehenes Geschlecht berühmt gemacht zu haben durch seine eigenen Taten.“⁶

So altbacken wie trivial einerseits und adelsstolz andererseits die Worte des Quintilian klingen, so sehr treffen sie doch Entscheidendes: Karl Schmitt kann nur gewürdigt werden, wenn man sich primär seine Zeit, Lebenszeit und Berufszeit, wie ihre historischen Umstände vor Augen führt. Für diese mag hier nur eine allerdings charakteristische Beobachtung stehen: Die Zeile „Einigkeit und Recht und Freiheit“ kam bis 1989 nicht in der Nationalhymne des Staates vor, der auch in Jena seine Besitzansprüche geltend machte, – natürlich nicht.

Ein gewisses Äquivalent allerdings für das erste Glied dieser Trias bildete der berühmte Ruf „Deutschland, einig Vaterland“ aus der Johannes-Becher-Hymne der DDR von 1949. Jedoch durfte dieser Text schon vor etwa 40 Jahren, also bereits 20 Jahre vor dem Untergang der DDR, auch auf dem eigenen Staatsgebiet nicht mehr gesungen werden. Der lakonische Hinweis des jüdisch-polnischen Dichters Stanisław Jerzy Lec trifft auch für diesen Vorgang zu: „Wegweiser stehen auf der Stelle.“⁷ Parolen und selbst Hymnen lassen sich ändern, austauschen oder verschweigen. So erweist sich nachträglich, wie ernst sie gemeint waren.

Das war – ungewollt – eine glänzende Bestätigung eines anderen Aphorismus desselben Autors aus den 50er Jahren: „Wenn ein Volk keine Stimme hat, merkt man es sogar beim Singen der Nationalhymne.“⁸ Konkret: Die Sportler aus dem östlichen Staat hatten keinen Text zum Singen, wenn nach ihren Siegen die Hanns-Eisler-Melodie intoniert wurde. Das Becher-Zitat selbst aber wurde – Ironie der Geschichte – als politische

⁶ Quintilian 3,7,10.

⁷ Lec, Unfrisierte Gedanken, S. 31.

⁸ Ebd., S. 34.

Kurzformel am 13. November 1989 zur neuen Leipziger Losung⁹ – der bald die entsprechenden Transparente folgten: „Wir sind ein Volk.“¹⁰

Auch dem zweiten Rat aus dem antiken Standardwerk der Rhetorik lässt sich mit leichten Modifikationen gut folgen: Man darf sicher einmal anstelle des edlen Geschlechtes und des adligen Hauses die wissenschaftliche Schule und das Institut setzen, aus dem einer kommt. Dann gehört hierher der Hinweis auf die Herkunft aus dem Arnold-Bergstraesser-Institut in Freiburg und die Förderung des künftigen Hochschullehrers durch Dieter Oberndörfer, Hermann Avenarius und Heribert Weiland, wie ihn Klaus Dicke bereits eindrücklich gegeben hat. Die Weite dessen, was dort möglich war und bedacht werden konnte, versetzt mich noch immer in Erstaunen.

Ein spätes Nachlesen etwa im Vorwort der Dissertation „Politische Erziehung in der DDR“ überraschte mich – angesichts mancher Debatten nach 1989 – durch die gleichmäßig kühle Distanz zum anklagend-polemischen Totalitarismuskonzept wie zur damals modischen Konvergenztheorie. Dass in dieser Arbeit der entschlossene Versuch vorlag, empirische Daten zu nutzen und erneut zu analysieren, das wusste ich schon seit Beginn dieser Promotionsbemühungen.

3. Einigkeit oder „Nicht jedem gelingt das Tanzen nach der Zukunftsmusik.“¹¹

Doch damit bin ich schon bei einer der ersten Geschichten, die ich versprochen hatte. Mit ihr verhielt es sich so: Meine Frau und ich waren vor 40 Jahren Leipziger Neubürger und fanden zunächst vorläufige Unterkunft und auf Dauer Anschluss in einem Kreis von „Jungakademikern“ (wie man damals noch sagte und damit einen Kreis evangelischer Hochschulabsolventen meinte), die aus der Arbeit der Evangelischen Studentengemeinde heraus gewachsen waren. Ihr Leiter war lange Jahre der ehemalige Stu-

⁹ Schneider, Wolfgang (Hrsg.), Leipziger **DEMONTAGEBUCH**, Leipzig/Weimar 1990, S. 104.

¹⁰ Ebd., S. 154 für den 11.12.1989 bezeugt.

¹¹ Lec, Unfrisierte Gedanken, S. 39.

dentenfarrer Johannes Hempel, später Landesbischof in Sachsen. Der führende Kopf, ein hochbegabter Physiker, wurde 1971 ob seiner Westkontakte verhaftet und 1972 zu sechs Jahren Haftstrafe verurteilt.¹² Seine Frau und er luden uns eines noch schönen Abends zu sich ein und hatten zu Gast auch einen jungen, hoffnungsvollen Politologen, dessen Herkunft aus einer westlichen Partnergemeinde der Leipziger Katholischen Studentengemeinde rasch Vertrauen erweckte. Ich bin nicht sicher, wie viel die anderen Menschen am Tisch noch von dem Gespräch hatten. Wir beide jedenfalls entdeckten uns, fanden uns beim gemeinsamen Interesse an soziologisch-politikwissenschaftlichen Themen und verabredeten gleich ein Treffen am nächsten Morgen. Wie manche aus meiner Theologen-Generation wollte ich gern auch genauer wissen, was es mit der Sicherheit von Umfrageergebnissen, der Objektivität von Faktorenberechnungen und der politikwissenschaftlichen Sicht gesellschaftlicher Entwicklungen auf sich hätte. So ergab sich am nächsten Morgen ein Treffen in der führenden Buchhandlung am Platze und mein zarter Hinweis auf ein Publikationsorgan, in dem in unregelmäßiger Folge soziologische Daten dargestellt und ausgewertet wurden, die „Jugendforschung“ aus dem Leipziger Zentralinstitut gleichen Namens. Allerdings war diese interessante Zeitschrift bereits an ihr öffentliches Ende gelangt. Die jüngste käuflich zu erwerbende Nummer war – ohne dass wir das wussten – bereits die letzte. Denn im Institut, vor allem aber bei den argwöhnischen offiziellen und inoffiziellen Beobachtern hatte sich herumgesprochen, dass Rohdaten auch erneut analysiert und anders bewertet werden konnten, als es die vorgegebenen Sprachregelungen erlaubten. So ging man seit den ersten Anfängen soziologischer und sozialpsychologischer Erhebungen im Raum der DDR zunehmend vorsichtiger mit dem erhobenen Material um. Unsere kirchlichen Kenntnisse der statistischen Gegebenheiten wurden zunehmend geringer. Immerhin aber boten die gerade noch öffentlich verkauften Hefte des Journals aus dem Jugendforschungsinstitut so viel Einblicke, dass u.a. daraus die Studie über die „Politische Erziehung in der DDR. Ziele, Methoden und Ergebnisse des poli-

¹² Fritsch, Günter, Gesicht zur Wand - Willkür und Erpressung hinter Mielkes Mauern, Leipzig 1994.

tischen Unterrichts an den allgemeinbildenden Schulen der DDR“ erwachsen konnte, die in Freiburg als Dissertation angenommen wurde. Das Vorwort sagt es so: „Die Ermunterung, mich auf eine Beschäftigung mit der Schule der DDR einzulassen, verdanke ich meinen Freunden in der DDR. Sie haben durch vielfältige Anregungen mein Interesse lebendig gehalten.“¹³

Ich muss gestehen, dass ich die Ergebnisse von damals – aus meiner eigenen Distanz zur verordneten Ideologie urteilend – zunächst für zu positiv gehalten habe. Karl Schmitt postulierte die erhebliche Imprägnierung durch „Denk- und Wertmuster“ auch bei den der marxistischen Doktrin gegenüber distanzierteren Jugendlichen.¹⁴ Natürlich hatte sich der Promovend kritisch mit den Zielen und Methoden des Faches Staatsbürgerkunde auseinandergesetzt, den Frontalunterricht und andere Indoktrinationsmechanismen deutlich angefragt und den vermutlichen Abstand zwischen Äußerungen im offiziellen Rahmen, dem konkreten Handeln der Jugendlichen und ihrem Rückzug in andere Lebensräume mit westlichen Medien angemessen eingeordnet. Dennoch erschien mir zunächst der Einfluss der ideologisch festgelegten Schule auf das politische Denken der Kinder zu stark angesetzt.

Doch schon meine nur wenig späteren Erfahrungen mit Konfirmanden aus dem innersten evangelischen Milieu belehrte mich eines Schlechteren: Es war eine durch Kinder kirchlicher Mitarbeiter intensiv geprägte Gruppe. In einer Konfirmandenfreizeit kamen wir auf den Lauf der Geschichte zu sprechen. Ich fragte die Jugendlichen, wie sie sich die Zukunft vorstellten. Die Antwort selbst bei denen, die die sozialistische Gegenwart herkunftsgemäß höchst kritisch werteten, war eindeutig: Sie erwarteten den Kommunismus als Ziel der Geschichte, wie sie es in der Schule gelernt hatten.

¹³ Schmitt, Karl, Politische Erziehung in der DDR. Ziele, Methoden und Ergebnisse des politischen Unterrichts an den allgemeinbildenden Schulen der DDR (= Geschichte – Politik. Studien zur Didaktik, Bd. 2) Paderborn 1980, S. 11.

¹⁴ Ebd., S. 228.

Ich habe lange über diese – für mich ziemlich überraschende – Antwort nachdenken und dann begreifen müssen: Wir hatten im kirchlichen Unterricht und im häuslichen Gespräch mit unseren Kindern dieses Feld faktisch nicht besetzt. Wohl wussten wir, dass die Zukunft das Unberechenbare schlechthin ist. Aber wir hatten über den geschichtsphilosophischen Ansatz, der die Geschichte als grundsätzlich offen begreifen lehrt, nirgends geredet, geschweige denn ihn plausibel gemacht. So war in die Stelle, die zu Hause und in der Gemeinde nicht aktiv geklärt war, der Geschichtspositivismus Marxscher Prägung eingewandert, der so gar nicht zu den eigenen Gegenwartserfahrungen der Jungen passte. Dass hier die Puzzleteile der Welt- und Geschichtsbilder kaum ineinander passten, liegt auf der Hand, begegnet aber nicht nur damals und dort.

Eigentlich, überlege ich, müsste die Freiburger Studie, die vor 30 Jahren abgeschlossen wurde, heute nochmals mit jetzigen Möglichkeiten und Methoden weitergeführt werden. Möglicherweise wäre eine der Nullhypothesen, die man zu prüfen hätte, dass u.a. das klassische Feindbild von Religion und Kirche in vielen DDR-sozialisierten Köpfen sich diesen Zeiten und dieser Prägung verdankt und nicht durch andere Erfahrungen beiseite geräumt wurde. Manches an Nach-Wende-Häme gegenüber den Stasi-belastungen der östlichen Kirchen jedenfalls erscheint mir ein Indiz dafür, dass alte Vorurteile damals im Osten Deutschlands in neuem Gewand bekräftigt wurden: „Wir haben es ja schon immer gewusst!“ klang es bei manchen durch. Die aufschlussreiche Frage aber wäre „Woher denn?“.

Erste Studien aus dem Comenius-Institut Münster verweisen jedenfalls darauf, dass Kinder und Jugendliche heute nicht mehr in dieser Weise vorgeprägt sind, nüchterner und offener mit religiösen und christlichen Gesprächspartnern umgehen als ihre Elterngeneration.

Was aber ergibt sich aus dieser Geschichte und aus der wiederholten Lektüre der damaligen Qualifikationsschrift über das biographisch Zufällige hinaus?

Mir fällt manches auf, was sich auch in ganz anderen Zusammenhängen belegen lässt:

- (1) Ohne die permanenten Begegnungen zwischen Ost und West hätten wir „gelernten DDR-Bürger“ nicht so leben und denken lernen

können, wie wir es bis 1989 getan haben. Die gemeinsame Sprache hat dabei sicher manches erleichtert. Doch das Beispiel Koreas zeigt bis heute, wie privilegiert wir trotz der Mauer immer noch waren.

- (2) Diese Begegnungen hatten außer in den knappen wirtschaftlichen Beziehungen, dem immer schmäler werdenden wissenschaftlichen Austausch besonders förderliche Orte und Institutionen, vorwiegend in den beiden großen Kirchen. Manches an deutscher Einigkeit vor und nach dem Herbst 1989 wäre schwieriger, wenn nicht gar unmöglich gewesen, wenn es diese stabilen Brücken nicht gegeben hätte. Immerhin ist die Partnerschaft zwischen Kirchengemeinden in Thüringen und Württemberg inzwischen gut und eindrucksvoll untersucht.¹⁵
- (3) Von Kierkegaard wird aus den Tagebüchern ein regelmäßig leicht abgewandelter Satz zitiert: „Das Leben wird rückwärts verstanden, aber vorwärts gelebt.“¹⁶ In gewisser Abwandlung könnte man sagen: Wir haben unser Leben in der DDR gelebt, aber durch die explizierende westdeutsche Perspektive besser verstanden. Selbst im „Tal der Ahnungslosen“ ohne Westfernsehempfang konnte man selbstverständlich den Deutschlandfunk hören und informierte sich über die eigenen Angelegenheiten in der kritischen Berichterstattung von außen. Sie hatte eine wissenschaftliche Basis in den Forschungen derer, die sich nicht nur über das amerikanische oder englische Regierungssystem beugten, sondern sich der Mühe unterzogen, mehr als schnelle Urteile Durchreisender über den Osten Deutschlands zu erstreben.

Kurz, manche Einigkeit im heute nicht mehr geteilten Deutschland hat ihre tiefen Wurzeln in den vor allem von westlicher Seite aufrecht erhaltenen und immer wieder neu geknüpften Beziehungen in den anderen deut-

¹⁵ Rittberger-Klas, Karoline, Kirchenpartnerschaften im geteilten Deutschland. Am Beispiel der Landeskirchen Württemberg und Thüringen (= AKZG 44), Göttingen 2006.

¹⁶ „Es ist wahr, was die Philosophie sagt, dass das Leben rückwärts verstanden werden muss. Aber darüber vergisst man den andern Satz, dass vorwärts gelebt werden muss.“ - *Die Tagebücher 1834-1855*.

schen Staat. Der „Austausch von Menschen, Informationen und Meinungen“ (wie man im KSZE-Prozess der 70er Jahre formulierte) machte die Mauer meist einseitig durchlässig und schuf Möglichkeiten für zutreffende Nachrichten und tiefergehende Reflexionen.

4. Recht oder „Merkt euch, einen Stand hat immer nur der Jäger, niemals das Wild.“¹⁷

Wir haben in den letzten Monaten eine wenig ergiebige Debatte über die DDR als Unrechtsstaat erlebt. Eine sorgfältige Wahrnehmung der Selbstzeugnisse dieser sich selbst so bezeichnenden „Diktatur des Proletariates“ kam in der Diskussion nicht ausreichend zum Tragen. Ebenso wäre eigentlich eine sorgfältige Untersuchung der Rechtsprechung auch in den nur scheinbar unpolitischen Gebieten wie Verkehrs-, Arbeits- und Familienrecht angebracht. Einige Beobachtungen aus alter Zeit weisen in die Richtung, dass die fehlende Rechtspraxis faktisch, wenn auch nicht immer gewollt, das grundsätzliche Verständnis für das Recht und seinen streng formalen Charakter infizierte.¹⁸ Denn in Weiterführung einer bekannten Stalin'schen Formel wurde das Recht in der DDR als Instrument in der Hand der herrschenden Klasse zur Unterdrückung ihrer Klassegegner begriffen.¹⁹ Die direkte Abhängigkeit der Justiz von der Politik lässt sich übrigens an einer kleinen Anekdote verdeutlichen:

Es soll einen Politbürobeschluss gegeben haben, der die Verlagerung des Obersten Gerichtes der DDR von Berlin nach Leipzig in die Räume des alten Reichsgerichts vorsah. – Er wurde nie ausgeführt. Warum wohl?

¹⁷ Lec, Unfrisierte Gedanken, S. 23.

¹⁸ Ich wurde hier in Jena mittelbarer Zeuge von Gerichtsverfahren, die Unfälle im Straßenverkehr aufarbeiten sollten. Wenn damals nicht aus dem Umkreis der Angeklagten erhebliche Hilfestellung bei der Rekonstruktion der Unfälle selbst und ihrer rechtlichen Bewertung geleistet worden wäre, hätten die professionell damit Betrauten vermutlich nicht zu einem angemessenen Urteil gefunden.

¹⁹ „Der Staat ist eine Maschine in den Händen der herrschenden Klasse zur Unterdrückung des Widerstands ihrer Klassegegner“: Stalin, J. W., Werke Bd. 6, Berlin 1952, S. 63. Vgl. dazu die „Definition“ von Recht: „System der vom Staat gesetzten/sanktionierten und geschützten allgemeinverbindlichen Normen (Verhaltensregeln), die den letztlich materiell bedingten Willen der herrschenden Klasse ausdrücken und staatlich erzwingbar sind.“ In: Klaus, Georg/Buhr, Manfred, Philosophisches Wörterbuch, Leipzig¹¹1975, S. 1018.

Man geht sicher nicht fehl in der Annahme, dass die obersten Richter der DDR den ständigen unmittelbaren Kontakt zum Machtzentrum in Berlin als Grundlage ihrer Tätigkeit ansahen.

Selbst in der am stärksten formalrechtlich geordneten Institution in der DDR, den synodal verfassten evangelischen Kirchen, konnte einem erhebliches Unverständnis für das juristisch korrekte Prozedere begegnen – einfach deswegen, weil die Kenntnis strikt geordneter Verfahren in anderen Zusammenhängen kaum ausgebildet, geschweige denn wissenschaftlich reflektiert werden konnte.

Dieses instrumentelle Verständnis von Recht wie auch von Wissenschaft hat Karl Schmitt noch am Beginn der Arbeit seines neuen politikwissenschaftlichen Institutes in Jena 1993 benennen und zurückweisen müssen. Er diagnostizierte als einen der Grundfehler des Marxismus/Leninismus, wie er an der „abgewickelten“ Sektion M/L verstanden, gelehrt ja indoktriniert wurde, die „charakteristische Verbindung von Wissenschaft und Ideologie(, die) die Wissenschaft und insbesondere die Forschung in den Dienst des Staates und der Partei (nahm).“²⁰ Er setzte dagegen: „Diese Indienstnahme der Wissenschaft als globale Planungs- und Herrschaftswissenschaft ist nicht nur ein Haupthindernis für den wissenschaftlichen Fortschritt. Sie ist vor allem unvereinbar mit dem Pluralismus, dem Hauptmerkmal demokratischer Gesellschaften, in denen heterogene soziale, ökonomische, politische und weltanschauliche Interessen und Ideen und für sie eintretende Gruppen, Organisationen und Institutionen legitim wirksam sind und miteinander um Einfluß und Geltung ringen.“²¹

Insofern hat sich in Justiz und Wissenschaft in unserem Land Erhebliches gewandelt. Das basiert letztlich darauf, dass die Organisation dieses zivilisierten Streites mit dem Ziel eines möglichst breiten Konsenses im Thüringer Landtag als der verfassungs- und gesetzgebenden Instanz ihren Ausdruck findet. Dort hat auch die Opposition ihren Stand und ihre Chan-

²⁰ Schmitt, Karl/Seidelmann, Reimund (Hrsg.), Deutschland und Europa. Eröffnung des Instituts für Politikwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena (= Jenaer Beiträge zur Politikwissenschaft, Bd. 1), Weimar 1994, S. 19.

²¹ Ebd., S. 19.

cen. Sie muss sich nicht im Sinne des Lec'schen Aphorismus als gejagtes Wild verstehen.

Doch auch bei der Beobachtung des politischen Systems der neuen Länder und vor allem ihrer parlamentarischen Gremien erlebte ich zum wiederholten Male, wie der Freund meine Alltagsbeobachtungen mit seiner wissenschaftlichen Optik zu erheblich größerer Stringenz und Klarheit führte.

Meine eigene Beobachtung bestand darin: Die Arbeit an den Runden Tischen, von Berlin bis in die sächsische Provinz, wie die in den ersten Parlamenten im Osten Deutschlands wurde wesentlich dadurch geprägt, dass sie regelmäßig von Vertretern geleitet wurden, die in evangelischen Synoden Geschäftsordnungen und ihren sinnvollen Gebrauch gelernt hatten.²² Klassische Beispiele dafür stellen der Vizepräsident der frei gewählten Volkskammer von 1990, der Mathematiker Reinhard Höppner, der seit 1980 Präses der Synode der EKKPS war, und der Pfarrer Gottfried Müller dar, der erste Präsident des Thüringer Landtages. Insgesamt war aber mein Eindruck, dass sich dieses Phänomen nicht nur auf einzelne besonders herausgehobene Positionen und vor allem nicht allein auf die Pfarrerschaft bezog, sondern dass die Vertretungskörperschaften der evangelischen Gemeinden und Landeskirchen nach 1990 einen gewissen Aderlass zu verzeichnen hatten. Merklich viele Vertreter aus diesen Gremien wechselten in die Politik und standen zunächst für die konkreten Aufgaben kirchlicher Leitungsorgane bis hin zur Rechtsetzung so nicht mehr zu Verfügung wie zuvor. Dieser Verlust an Engagierten war längere Zeit auch noch im evangelischen Thüringen bemerkbar, ehe eine neue Generation von verantwortlichen Frauen und Männern auch hier nachwuchs.

Es gehört zu den Verdiensten, die sich Karl Schmitt erworben hat, dass er solche Vermutungen und Eindrücke wissenschaftlich geprüft, kritisiert und plausibilisiert hat. Seine Untersuchung von 2005 unter dem Titel „Christliche Verantwortung in der Demokratie. Evangelische und katholische Ab-

²² Seit langer Zeit sammle ich Geschäftsordnungen und benenne den Grund dafür so: „Zeige mir deine Geschäftsordnung und ich sage dir, wie du es mit der Demokratie hältst.“

geordnete im Thüringer Landtag²³ bestätigte, korrigierte und präzierte solche Annahmen. Er belegte nicht nur mit Zahlen aus Thüringen wie aus den anderen sogenannten Neuen Bundesländern die hohe Prozentzahl der Kirchenmitglieder unter den frei gewählten Abgeordneten, was nicht von allen Parlamentskollegen mit Beifall aufgenommen wurde. Er stellte auch nicht nur auf die oft beschworene Differenz zwischen den katholischen Laien und den evangelischen Theologen in der Politik ab, sondern er beschrieb auch eine andere Differenz recht exakt: In einem erstaunlich hohen Maß gaben vor allem evangelische Abgeordnete der „neuen Länder“ an, nicht nur durch kirchliches Engagement für die politische Arbeit motiviert worden zu sein (diese Motiv galt für katholische und evangelische Christen gleichermaßen), sondern auch besonders häufig in kirchlichen Gremien mitgearbeitet bzw. das kirchliche Engagement als Vorbereitung für den politischen Einsatz erlebt zu haben.²⁴

Dass der Anteil der konfessionslosen Abgeordneten inzwischen in Thüringen, aber auch sonst in Ostdeutschland gestiegen ist – und zwar vor allem zuungunsten evangelischer Christen – ist sicher einerseits die Normalisierung zu einer – bezogen auf die konfessionelle bzw. weltanschauliche Zugehörigkeit – gleichgewichtigeren Verteilung der Mandate, andererseits aber auch der Wählerwanderung zu der Partei geschuldet, die nach wie vor von Konfessionslosen dominiert wird. Mich erinnert da manches an alte Zeiten.

5. Freiheit oder „Lernt aus der Erfahrung der Ornithologen. Wenn Schriftsteller ihre Flügel entfalten sollen, müssen sie die Freiheit besitzen, sich ihrer Federn zu bedienen.“²⁵

²³ In: Kirchen und kirchliche Aufgaben in der parlamentarischen Auseinandersetzung in Thüringen vom frühen 19. bis ins ausgehende 20. Jahrhundert (= Schriften zur Geschichte des Parlamentarismus in Thüringen, Bd. 23), Rudolstadt 2005, S. 303-324.

²⁴ Ebd., S. 317. Dort auch der Hinweis zum Einfluss der synodalen Struktur der evangelischen Kirchen.

²⁵ Lec, Unfrisierte Gedanken, S. 26.

Das gemeinsame Thema Freiheit ließe sich anhand geteilter und gemeinsamer Erfahrung ebenfalls nach vielen Seiten entfalten. Nur knappe Bemerkungen sollen für mehr stehen:

Als Karl Schmitt die Politikwissenschaft vor dem Verdacht schützen wollte, sie sei die Nachfolgerin derer, die bis dato wissenschaftliche Weltanschauung und wissenschaftlich geleitete Politik gelehrt hatten, da legte er größten Wert auf folgende Feststellung: „Ihren unverzichtbaren Beitrag zur Selbstaufklärung einer freiheitlichen Gesellschaft kann sozialwissenschaftliche Forschung nur leisten in Unabhängigkeit gegenüber Staat und Gesellschaft, durch hinreichenden Spielraum für selbstbestimmte Grundlagenforschung in Distanz zu kurzfristigen Verwertungsinteressen und in der Bereitschaft, grundsätzlich allen staatlichen und gesellschaftlichen Instanzen beratend zur Verfügung zu stehen.“²⁶

Er hielt es damals noch für nötig zu betonen, dass das politikwissenschaftliche Studium ein Fach unter anderen sei ohne jeden Hegemonialanspruch, anders als das im marxistisch-leninistischen Grundlagenstudium der DDR-Zeit der Fall war.

Dieser Verzicht auf einen Hegemonialanspruch ist inzwischen so allgemein anerkannt, dass seine damalige Betonung heute Verwunderung auslösen könnte.

Weniger Verwunderung als viel mehr eine besondere Unterstreichung gebührt aber den Forderungen nach einer selbstbestimmten Grundlagenforschung in Distanz zu kurzfristigen Verwertungsinteressen. Hier erheben sich heute neue und wie ich vermute, ziemlich einhellige und schwierig zu lösende Fragen an die neuen Formen der Studienorganisation in konsekutiven und modularisierten Studiengängen und an die Formen und Folgen der Forschungsförderung. Wenn ich unser beider Lebensläufe als Wissenschaftler richtig lese, dann haben unsere Lehrer in Ost und West, unsere Universitäten und Hochschulen, uns beiden ein erstaunliches Maß an Freiheit und – auch das sei gesagt – an Zeit gewährt. Damit durften wir – an heutigen Maßstäben gemessen – mit einer gewissen Ruhe wissenschaftliche Neugier ausbilden. Diese ist für mich ein Synonym für die aka-

²⁶ Schmitt, Politikwissenschaft, S. 20.

demische Freiheit. Und dort wo es gut ging, konnten wir die Neugier in der Sache, nach dem bisher nicht erforschten, also unsicheren Terrain, verbinden mit der Neugier auf die Jüngeren, mit denen zusammen wir Zeit hatten, um Projekte zu entwickeln und verfolgen, ohne bereits in der Endphase des einen das nächste Thema ausbrüten und verteidigen zu müssen. Das kam, wenn es gut ging, einer Lehre zugute, die von der eigenen Forschung profitierte.

Nun steht gegen die In-Eins-Setzung der wissenschaftlichen Neugier und der fördernden Offenheit für Studierende als weiter Kreis und den wissenschaftlichen Schülern als enger Kreis das scharfe Diktum Max Webers, der die Kombination beider als absoluten Zufall bezeichnete und die Akademie der Unsterblichen Frankreichs offensichtlich als heimliches Ideal der Wissenschaft(en) pries. Natürlich gibt es den in die Materie vergrabenen Forscher, der die Konzentration durch dumme Fragen nicht beeinflusst sehen will; natürlich gibt es den begabten Erzähler, der durch narrative Elemente die Faszination von Wissenschaft nacherlebbar macht. Und natürlich gibt es die Phasen im Leben eines Hochschullehrers vom Babyspeck des jungen Dozenten, der selbst erst lernend lehrt, bis zum Charme des weisen Alten, dessen bester Rat eine Quintessenz vergangener Forschung sein mag, aber die gegenwärtige kaum noch bestimmt. Goethe hat in Dichtung und Wahrheit der Universität dazu einiges in Stammbuch geschrieben, was auch heutige Urteile bestimmt: Danach ist der eigentlich forschend Lehrende der reife Mensch, der schon den Überblick gewonnen noch selbst voll an der Forschung partizipiert.²⁷ Doch wenn ich mir so manche Lebenskrise gerade solcher Lebensmitte betrachte, weiß ich plötzlich, wie fragil Wissenschaft als Lehrberuf ist und wie diese Ideale mit der Wirklichkeit nur noch wenig zu tun haben. Doch der Konsequenz Leibnizscher Art, die Gesellschaft der wirklich Gelehrten fein säuberlich zu trennen von den Lehrern an der Hochschule, die nur noch die Brosamen von den Tischen der Akademien essen dürfen, dieser Konsequenz mag ich nicht das Wort reden, weil sie die Freiheit des Lernens und Lehrens ungebührlich beschneidet. Ich hoffe, dass das Hoch-

²⁷ Goethe, J.W., Dichtung und Wahrheit II,6, in: Goethes Werke IX, Hamburg ⁴1961, S. 248f.

schulsystem sich als ein lernendes System erweist und sich wieder neue Freiheiten gegen neue Gefangenschaften erstreitet.

Was unsere Generation zwischen Ost und West an je eigenen und an wichtigen gemeinsamen Erfahrungen gemacht und in die kirchliche, die politische und die wissenschaftliche Praxis eingebracht hat, werden andere nach uns beurteilen. Einigkeit und Recht und Freiheit waren darin eine Art „Grundton D“. Sie werden es hoffentlich auch in Zukunft sein, denn wir haben sie stets vor uns als Hoffnung und Aufgabe. Dass Karl Schmitt diesen Dreiklang nicht nur wissenschaftlich betrachtet, sondern als Brückenbauer gelebt hat und lebt, war und ist Grund für den Dank unter Brüdern.

Prof. Dr. Karl Schmitt

Institut für Politikwissenschaft FSU Jena

Danksagung anlässlich der Übergabe der Festschrift

Verehrte liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, liebe Gäste, liebe Freunde, liebe Verwandte, die Sie aus der Stadt Jena, aus Thüringen – also aus Deutschlands starker Mitte, wie wir hier sagen – , und die Sie von der Saar, vom Rhein und von der Ostsee, aus Schwaben, Bayern und Baden, aus Hessen, Sachsen und Berlin – demnach also aus den Randgebieten Deutschlands – und die Sie aus dem Ausland: den Niederlanden und den USA, hierher in die Aula unserer Universität gekommen sind: seien Sie alle von Herzen begrüßt.

Gerade weil ich nach vielen Reden das letzte Wort habe, rechne ich auf Ihr Einverständnis, dass ich Sie an dieser Stelle nicht einzeln persönlich begrüße. Bitte gestatten Sie mir jedoch eine Ausnahme: ich freue mich sehr, dass mein verehrter akademischer Lehrer, dem ich weit über die professionelle Förderung hinaus sehr vieles verdanke, heute unter uns ist: Professor Dieter Oberndörfer, den ich ganz besonders herzlich begrüßen möchte.

Kommen wir nun zum Anlass dieser Feier. Wer mich kennt, weiß, dass ich zu den großen Freunden des Personenkults nicht gehöre. Es wird Sie deshalb nicht wundern, dass ich sehr irritiert war, als ich vor sechs Jahren davon erfuhr, dass zwei wohlmeinende Mitarbeiter meines Lehrstuhls hinter meinem Rücken Kollegen auf Beiträge zu einer Festschrift zu meinem 60. Geburtstag angesprochen hatten, und dass ich dann auch nicht zögerte, diesem Treiben ein abruptes Ende zu bereiten. Und als vor zwei Jahren dann Torsten Oppelland und Antonius Liedhegener mit dem gleichen Ansinnen, diesmal zum 65. Geburtstag, auf mich zukamen, war meine Reaktion nicht weniger kalt und abweisend.

Sie können sich denken, was meinen Sinneswandel herbeigeführt hat. Zäsuren im Berufsleben, auch im Berufsleben eines Professors, so wurde mir klar, sind eben doch mit Geburtstagen, runden Geburtstagen zumal, verbunden. Solche Zäsuren sind nicht reine Privatsache, sie wirken sich auch auf das engere und weitere professionelle Umfeld aus. Und so schien und scheint es mir angebracht, mein eigenes Ausscheiden aus dem aktiven Dienst der Universität, das Teil eines Generationswechsels ist, des sukzessiven Ausscheidens der Gründergeneration des Instituts für Politikwissenschaft in Jena, auch öffentlich sichtbar zu machen.

Deswegen bin ich Ihnen, lieber Herr Liedhegener, und Ihnen, lieber Herr Oppelland, außerordentlich dankbar, dass Sie mich schließlich umgestimmt und dass Sie die große Mühe auf sich genommen haben, meiner anfänglichen Abwehr zum Trotz, diese gewichtige Festschrift, die Sie mir überreicht haben, dann doch zustande zu bringen. Wichtig durchaus im Wortsinn, denn ich habe die Festschrift jetzt nur in den Händen wiegen, aber noch nicht in sie hineinschauen können; gewichtig aber auch, dessen bin ich sicher, in der Substanz der Beiträge. Und so danke ich in der Vorfreude auf die Lektüre nicht minder allen Kollegen und Freunden, die die Mühe nicht gescheut haben, einen Beitrag beizusteuern und dem Band sein ideelles Gewicht zu verleihen.

Wer A sagt, muss auch B sagen. Wer einwilligt, dass eine Festschrift entsteht, der muss auch bereit sein, sie sich in angemessener Form überreichen zu lassen. Dieser Schritt ist mir dann leichter gefallen: Die Aussicht, meinen Geburtstag im Kreis der hier Anwesenden zu begehen, also in einer Art akademischen Großfamilie von Wegbereitern und Wegbegleitern, von früheren Mitarbeitern, Studenten und Kollegen, darüber hinaus von Akteuren der Politik in Stadt und Land, von Freunden und Verwandten – diese Aussicht war nun sehr verlockend. Und so freue ich mich von Herzen, dass Sie alle heute von nah und fern gekommen sind.

Hat mich die Aussicht auf die heutige Feier mit Ihnen allen in den letzten Wochen schon beflügelt, so wurde meine Erwartung noch einmal gestei-

gert, als ich erfuhr, wer heute sprechen würde: Altministerpräsident Bernhard Vogel, Magnifizienz Klaus Dicke, Christoph Kähler, der in der vergangenen Woche aus seinem Amt als Thüringer Landesbischof verabschiedet wurde. Jedem von Ihnen weiß ich mich nicht nur menschlich verbunden, ich habe den größten Respekt vor der Verbindung höchster wissenschaftlicher und politisch-praktischer Kompetenz, die Sie alle drei auszeichnet.

Als Politikwissenschaftler war ich immer schon stolz auf Bernhard Vogel; er ist ohne Zweifel derjenige gelernte deutsche Politologe, der es in der praktischen Politik am weitesten gebracht hat; als Kultusminister und dann als Ministerpräsident in zwei Ländern, im Westen und im Osten, hat er höchstes Ansehen erworben und zeigt immer aufs Neue, was man mit der Politikwissenschaft in der Praxis anfangen kann. Letzteres gilt nicht minder für Magnifizienz Klaus Dicke, der das dicke Schiff der Friedrich-Schiller-Universität in den schwierigen Gewässern zwischen Bologna und Schilda zielsicher Richtung Exzellenz steuert – als Professor für politische Theorie für dieses Amt des Steuermanns bestens gerüstet.

Christoph Kähler als Politologen zu reklamieren, ist uns natürlich verwehrt: Sozialwissenschaften, die diesen Namen verdienen, gab es an den Universitäten der DDR nicht, und so ist der Neutestamentler sozialwissenschaftlicher Autodidakt. Aber sein erfolgreiches Wirken als Landesbischof in Thüringen, insbesondere die äußerst schwierige Zusammenführung zweier Landeskirchen, hat ihn als Meister praktischer Politik ausgewiesen; und sein Festvortrag heute hat uns allen demonstriert, dass gute Theologen ohne ein solides historisch-politisches Fundament nicht auskommen. Man könnte sich nun damit helfen, indem man Karl Rahners Überlegung aufgreift, dass es neben den „expliziten Christen“ auch „anonyme Christen“ gibt, und analog dazu die Kategorie des „anonymen Politikwissenschaftlers“ einführen, wodurch Christoph Kähler doch noch ein Ehrenplatz in unserer Zunft zuteil würde.

Die Ehre, meine Damen und Herren, dass drei mir so zugewandte und kenntnisreiche Redner heute sprechen würden, ließ mich auf eine wohlwollende Würdigung meiner Arbeit hoffen. Dass jedoch das mir zuteil gewordene Lob so überschwänglich ausgefallen ist, hat mich beschämt. Ja, einerseits: ich bin stolz und dankbar, dass ich seit 1992 beim Aufbau der Politikwissenschaft an dieser Universität mitwirken und auch das eine oder andere Scherlein zur Stärkung demokratischer politischer Kultur in Thüringen beisteuern durfte. Aber: auch mein eigener Beitrag wäre nicht möglich gewesen ohne die handfeste und verlässliche Unterstützung, die ich von vielen Seiten innerhalb und außerhalb dieser Universität erfahren habe, und erst recht nicht ohne die gute Zusammenarbeit mit meinen Mitarbeitern und Kollegen. Insofern sind die Leistungen, die hier hervorgehoben worden sind, stets die Frucht gemeinsamer Anstrengungen gewesen. Davon wird noch die Rede sein.

Dass gerade Bernhard Vogel, Klaus Dicke und Christoph Kähler sich bereitgefunden haben, heute hier zu sprechen, halte ich insofern für ein glückliches Zusammentreffen, als sie in ihrer Person die jeweils unterschiedlichen Töne repräsentieren, die zusammen den Dreiklang meiner akademischen Lebensmelodie ergeben: Politik – Wissenschaft – Glauben und Kirche. Nun mag manchen das Bild des Dreiklangs so unterschiedlicher Töne befremden. Gehören nicht Politik und Wissenschaft in unterschiedliche Sphären, müssen sie nicht streng getrennt, deutlich auseinander gehalten werden? Und gilt das nicht erst recht für das Verhältnis von Religion und Kirche sowohl zur Politik als auch zur Wissenschaft?

Was Politik und Wissenschaft angeht, so haben wir hier in Jena auf eine klare Unterscheidung Wert gelegt. Wir haben das Fach nicht wie in Freiburg „Wissenschaftliche Politik“ oder wie in Köln „Politische Wissenschaft“ genannt, weil uns diese Bezeichnungen zu Missverständnissen einzuladen schienen, sondern wir haben das Fach schlicht „Politikwissenschaft“ genannt, also als Spezifikum dieser Wissenschaft ihren Gegenstand, nämlich die Politik, hervorgehoben. Nach diesem Muster lässt sich nun die Politikwissenschaft auch mit Religion und Kirche in ein sinnvolles und

fruchtbares Verhältnis bringen. Insofern nämlich, als bestimmte Glaubensvorstellungen oder Bindungen an religiöse Gemeinschaften ein bestimmtes politisches Handeln prägen, sind sie nicht nur ein legitimer, sondern sogar ein notwendiger Gegenstand der Politikwissenschaft. Es liegt auf der Hand, dass derartige Zusammenhänge sowohl in unserem eigenen, christlich geprägten Kulturkreis, als auch weit darüber hinaus von erheblicher politischer Relevanz sind. So gedenken wir in diesem Jahr der friedlichen Revolution im Herbst 1989, die ohne die Doppelrolle der Kirchen als Motoren und Moderatoren des Umbruchs schwer vorstellbar gewesen wäre.

Die Kirchen waren jedoch nicht allein am Untergang der DDR beteiligt. Sie stellten davor und danach eine der wenigen Klammern dar, die Deutschland jedenfalls noch soweit zusammenhielten, dass jetzt wieder zusammenwachsen kann, was zusammen gehört. Das habe ich am eigenen Leib erfahren; hier liegt letztendlich der Grund, warum wir heute hier in Jena, in Thüringen zusammen gekommen sind. Deshalb soll davon die Rede sein.

Ich begann mein Studium im Sommersemester 1963 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und gehörte dort, wie schon in der Schulzeit, einer studentischen Gruppierung an, die in der Tradition der katholische Jugendbewegung stand. Wie sich dann herausstellte, war ein engerer Kreis unserer Bonner Gruppe engagiert in einer Art halbkonspirativer Kontaktpflege nach Osten, denn die katholische Studentengemeinde in Bonn hatte einen Partner, die Studentengemeinde in Leipzig. Nur die Zuverlässigsten unter uns wurden in diese Kontakte eingeweiht, und so war ich stolz, dass ich in meinem dritten oder vierten Semester zu den halbgeheimen Treffen mitfahren durfte, in den Ostsektor von Berlin und nach Leipzig zur Messezeit.

Für mich als Rheinländer, der keinerlei verwandtschaftliche oder sonstige Verbindungen nach Osten hatte, öffnete sich eine neue, fremde Welt, die uns fremder war als alle Welten, die gerade uns Studenten hinter den sich

öffnenden Grenzen im Westen und im Süden und im Norden Europas, ja auch jenseits des Atlantiks zu Füßen lagen, Welten, in denen wir ein und aus zu gehen uns angewöhnten. Dagegen in der DDR: Die Welt des realen Sozialismus, eine Diktatur, die ihre Bürger einsperrte, die an ihren Grenzen drei Sorten von Artikeln konfiszierte: Schusswaffen (das kann man verstehen), Druckerzeugnisse und Tonträger, eine Diktatur, deren vermeintliche wirtschaftliche Errungenschaften uns kläglich vorkamen, aber eine Diktatur, die einen hohen Anspruch stellte, nämlich ihre Mittel, auch die repressiven, zur Erreichung eines hehren Ziels, des Sozialismus, einzusetzen, und eine Diktatur, die Deutschland war, ein Deutschland, das in vieler Hinsicht (so im Kult Goethes und Schillers, später dann auch dem Luthers und Friedrichs des Großen, aber auch im Insistieren auf Ordnung und Sauberkeit) deutscher war als das Deutschland, aus dem wir kamen.

Die Tage mit unseren Kommilitonen der katholischen und dann ebenso der evangelischen Studentengemeinde bei den Frühjahrs- und Herbstmessen in Leipzig entwickelten sich zu Höhepunkten des Jahres: Nie haben wir interessiertere, informiertere und engagiertere Gesprächspartner gehabt, nie haben wir leidenschaftlicher die Nächte durch diskutiert über alle wichtigen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen im Westen wie im Osten, über die Vereinbarkeit von Christentum und Sozialismus, über die Frage, ob der DDR-Sozialismus verbesserlich ist oder nicht.

Diese Diskussionen hatten einen völlig anderen Charakter als die politisch-weltanschaulichen Grundsatzdebatten, die wir im Westen damals mit den Leuten der Humanistischen Union oder der Republikanischen Clubs führten oder die Auseinandersetzungen mit der radikalen Studentenbewegung, die ich später in Freiburg erlebte. Nichts von der „sterilen Aufgeregtheit“, wie Max Weber diese Stimmung einmal genannt hat. Nein, unsere Freunde in Leipzig waren keine „Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft“ (wie Erwin K. Scheuch die westdeutsche Studentenbewegung treffend bezeichnete), die sich den Luxus leisten konnten, jedwede Meinung mit Vehemenz, aber ohne Verantwortung für die Folgen zu vertreten. Unseren Gesprächspartnern im Osten ging es dagegen ums Ganze, um

die Existenz; Meinungen waren nicht gratis, an Standpunkten hing die berufliche Karriere, Konsequenzen aus ihnen zu ziehen war im Extremfall blutiger Ernst: mehr als einer unserer Freunde hat sie mit Jahren der Haft bezahlt.

Der Osteuropahistoriker Karl Schlögel hat die Nachkriegsgeneration der Westdeutschen, die durch das Erleben der Grenzüberschreitung und Grenzkontrolle an der innerdeutschen Grenze gegangen sind und so die Teilung Europas hautnah an sich erfahren haben, nach dem Grenzkontrollpunkt östlich Helmstedt als „Generation Marienborn“ bezeichnet. Unsere und meine Erfahrung trifft das nicht: Wir haben mehr erfahren als Marienborn und Wartha/Herleshausen und Gerstungen und mehr gesehen als die Schilder über der Transitautobahn: „Plaste und Elaste aus Schkopau“ und „Uhren aus Ruhla“. Wir waren nur ein paar hundert Kilometer vor unserer Haustür, und doch so weit weg, mit einer gesellschaftlichen und politischen Realität konfrontiert, die in scharfem Kontrast zu unserer eigenen Alltagswelt stand und die auch uns herausforderte. Ich selber, so ist mir im Nachhinein klar geworden, habe viel gelernt: Erstens ein ungeschminktes Bild der DDR-Realität, das sich sowohl von den rosa-roten als auch von den pechschwarzen DDR-Bildern vieler meiner Generationengenossen deutlich unterscheidet. Zweitens lernte ich den Idealismus derjenigen ernst zu nehmen, die mit dem Sozialismus eine gerechtere Welt anstrebten (und noch anstreben) und diejenigen zu respektieren, die den DDR-Sozialismus verbessern wollten – auch wenn ich selber ihn immer für grundsätzlich unverbesserlich hielt. Drittens hat sich mein kirchlicher Horizont ökumenisch erweitert; ich habe das ev. Pfarrhaus kennen gelernt, das in der DDR-Zeit eine späte Blüte erlebte. Und viertens habe ich in der DDR Deutschland gefunden; Jahrzehnte, bevor der Satz uns dann schließlich von Sprechchören nahe gebracht wurde, hatte ich erfahren, wie sehr er zutrifft: „Wir sind ein Volk“.

Diese Lernerfahrungen verdanke ich der Partnerschaft zwischen den Studentengemeinden von Bonn und Leipzig. Sie wurden von meinem Wechsel von Bonn nach Freiburg ebenso wenig gelöscht wie von meinem Aus-

landsstudium in Frankreich und den USA. Die Verbindungen in die DDR blieben nicht nur erhalten, sie wurden enger und weiteten sich noch aus. Die persönliche Herausforderung wurde zu politikwissenschaftlicher Neugier: Was hielt diese DDR-Gesellschaft trotz ihrer offenkundigen Geburtsfehler zusammen?

In der Freiburger Politikwissenschaft der 70er Jahre musste die Befassung mit abgelegenen Themen dieser Art höchst befremdlich wirken. Nun war Freiburg weit weg vom Schuss, aber doch so untypisch für die westdeutschen Universitäten nicht. Als ich 1980 die dritte DDR-Reise für Freiburger Studenten an die Ostsee plante und unsere Lehrstuhlsekretärin das Programm schrieb, sagte sie mir: Herr Schmitt, früher fuhren Sie immer in die DDR, jetzt fahren Sie ja nach Polen. – Wieso? – Hier steht, Sie fahren nach Rostock, und Rostock ist doch in Polen! Dieter Oberdörfer, mein Doktorvater und Theodor Hanf, dem ich Grundeinsichten in die Probleme der Dritten Welt verdanke, beide Direktoren des Bergstraesser-Instituts, hatten Schwierigkeiten zu verstehen, warum ich – nach der Beteiligung an Projekten in so spannenden Ländern wie Äthiopien, den Philippinen, Indien oder Chile – mich für eine so graue Landschaft wie die DDR interessierte. Aber abgesehen davon, dass mir die DDR wenn nicht bunter so doch exotischer vorkam als manches Land der 3. Welt – ich hätte es wie eine Art von Verrat empfunden, die einmal entstandene Solidarität durch Vergessen aufzukündigen. Auf der Hochzeitsanzeige des Bruders eines der Leipziger Freunde stand der Satz, den der kleine Fuchs von Antoine de Saint-Exupéry gesprochen hatte: „Du bist für das verantwortlich, was Du Dir vertraut gemacht hast.“

Im Frühjahr 1991, wenige Monate nach der Neukonstituierung des Freistaats Thüringen, begann diese Universität mit dem Aufbau der Sozialwissenschaften. Lehrstühle für Politikwissenschaft wurden ausgeschrieben. Es wird Sie nicht verwundern, dass ich mich nach Jena bewarb. Was konnte mehr herausfordern, als auf den Trümmern der DDR am Neuaufbau einer Demokratie in Thüringen mitzuwirken? War die Politikwissenschaft doch jetzt wieder – wie im Westen nach der Gründung der Bundes-

republik – als „Demokratiewissenschaft“ gefordert (so hatte sie Hans-Peter Schwarz in den 60er Jahren treffend genannt). Ich hatte das Glück, nach Jena berufen zu werden – die Ernennungsurkunde war unterzeichnet von Bernhard Vogel, der inzwischen, im Februar 1992, in das Amt des Thüringer Ministerpräsidenten gewählt worden war. Wie andere Angehörige meiner Generation war ich privilegiert: Ich erhielt die Chance, hier am Neuaufbau der Politikwissenschaft mitzuwirken.

Für diese Chance, für die günstigen Rahmenbedingungen und für die große Unterstützung, die ich von sehr vielen Seiten erfahren habe, bin ich dankbar. Damit bin ich abschließend bei dem, was laut Programm das einzige Thema meiner Bemerkungen hätte sein sollen: beim Dank.

Danken möchte ich zunächst all denen, die seit der Gründung des Instituts durch ihren großen Einsatz seine gedeihliche Entwicklung überhaupt erst ermöglicht haben. Kaum zu überschätzen ist das, was Torsten Oppelland, der 1992 mit mir aus Köln nach Jena kam, für das Institut geleistet hat. Ihm möchte ich daher stellvertretend für alle wissenschaftlichen Mitarbeiter, mit denen zusammenzuarbeiten ich das Vergnügen hatte, besonders danken. Von Anbeginn bis heute war und ist er das Rückgrat des Instituts; neben seiner kontinuierlichen Tätigkeit in Forschung und Lehre hat er energisch, umsichtig und effizient die Geschäfte des Instituts geführt und zuletzt – Stichwort: „Bologna“ – dafür gesorgt, dass die Jenaer Politikwissenschaft in der Lehre die Chancen der neuen Ära ergreifen kann. Wenn Torsten Oppelland das Rückgrat des Instituts ist, dann ist Frau Ute Jakob seine Seele. Ihre offizielle Stellenbezeichnung „Fremdsprachensekretärin“ könnte irreführender nicht sein. Zwar beherrscht sie eine Vielzahl von Fremdsprachen souverän – aber ihre eigentlichen Fähigkeiten liegen woanders: sie hat die Finanzen im Griff, sie nimmt diskret alles in die Hand, was dringend angegangen werden muss, und sie sorgt einfühlsam aber energisch dafür, dass alle, von den Professoren bis zu den Studenten, zu ihrem Recht kommen und miteinander gut auskommen. Frau Jakob, ich danke Ihnen.

Zur Beleuchtung der Rahmenbedingungen mögen zwei Stichwörter genügen. Erstes Stichwort: „Dienstweg“. In Freiburg und nicht weniger in Köln hatte ich die an Omnipotenz grenzende Macht der Universitätsverwaltung kennen gelernt, zumal dann, wenn ein gewiefter Kanzler sie im geschickten Zusammenspiel mit dem Wissenschaftsministerium ausübt. In Jena war das nicht anders. Der 1990 aus Gießen nach Jena gekommene kernige Kanzler Klaus Kübel, der allzu früh von uns gegangen ist, hatte deshalb noch leichteres Spiel als seine Kollegen im Westen, weil das Erfurter Wissenschaftsministerium erst im Aufbau begriffen und noch mit seiner eigenen Rollenfindung beschäftigt war. An diesem Kanzler führte deswegen erst recht kein Weg vorbei. Also mussten Wege zu ihm gefunden werden. Und dabei half paradoxerweise ein Umstand: seine geradezu unermüdliche Arbeitskraft. Wann immer man des Nächtens von Fürstengraben aus den Blick auf sein Arbeitszimmer richtete, es war erleuchtet – auch am Samstag und am Sonntag. Und es stellte sich heraus, dass der Kanzler in solchen Situationen ansprechbar war, und schwierige Anliegen sich so ruhiger, kreativer und zeitnaher einer Lösung zuführen ließen, als in eng terminierten Besprechungen. In diesem „System Kübel“ war der „Dienstweg“ zwar kein Fremdwort (ganz im Gegenteil), aber in der Sache war es ihm fremd. Das „System Kübel“ konnte schnell und flexibel sein, von ihm profitierten diejenigen Kollegen, die in der Lage waren, ihre Sachen plausibel und kurz, vor allem aber zum rechten Zeitpunkt vorzutragen, also am besten am späten Freitagnachmittag oder eben am Wochenende – die Di-Mi-Do-Kollegen fielen in diesem System hinten runter, und das war durchaus beabsichtigt. (Übrigens: die Politikwissenschaft fand beim Kanzler zwar durchaus ein offenes Ohr, war aber nicht unbedingt sein Hätschelkind; davon zeugen sechs Umzüge des Instituts in den ersten fünf Jahren).

Zweites Stichwort: „Männerheim“. Der Kanzler Kübel hatte sofort nach Amtsantritt erkannt, das es zur Förderung des Arbeitseifers sowie der wöchentlichen Verweildauer der neu nach Jena berufenen Kollegen entscheidend darauf ankam, ihnen ihre Jena-Aufenthalte angenehm zu machen und sie (auch im wörtlichen Sinn) möglichst weich zu betten. Das

Fremdspracheninstitut in idyllischer Lage auf dem Friedensberg wurde mit IKEA-Möbeln, netten Nasszellen, Etagenküchen und damals sehr raren Artikeln, nämlich Telefonen, zum Universitätsgästehaus umgerüstet und den auf dem schwierigen Wohnungsmarkt noch nicht zu Streich gekommenen neuen Kollegen angeboten. Dieser weise Schachzug brachte nicht nur entscheidende Fortschritte im Kampf gegen das Di-Mi-Do-Unwesen, sondern zeitigte weitere wohltätige Folgen. Die meist männlichen Kollegen in ähnlicher Generations- und sonstiger Lebenslage sowie im Zustand des Zwangszölibats, fanden sich zum gemeinsamen Frühstück in den Etagenküchen, immer öfter aber, nach getaner Tat auch zu später Stunde zu geselliger Runde zusammen. Hier begegneten sich Juristen und Physiker, Geographen, Soziologen, Historiker und Mediziner in ihrer privaten Sphäre, die unter anderen, etablierten Umständen üblicherweise sorgfältig umhegt, geschützt und nur sehr kontrolliert geöffnet wird. Diese segensreiche Wirkung des „Männerheims“, denn das war es, kann nicht überschätzt werden und kontrastiert insofern wohltuend mit den schlechten Erfahrungen, die wir in der deutschen Geschichte bisher mit solchen Einrichtungen gemacht haben. Es förderte den vertrauten und oft freundschaftlichen Umgang jedenfalls der zahlreichen neu nach Jena kommenden Vertreter von Disziplinen, die in etablierten Universitäten in der Regel ihr erstes Interesse in der Abschottung und Verteidigung der einmal abgesteckten Claims sehen.

Der interdisziplinäre Austausch war jedoch nicht erst ein Produkt des „Männerheims“. Einen entscheidenden Anstoß hatte bereits das von dem unvergessenen Kollegen, dem Mediziner und Philosophen Ulrich Zwiener initiierte Collegium Europaeum Jenense gegeben. Im Zuge der Selbstbefreiung der Universität im Herbst 1989 gegründet, hat das CEJ führende Persönlichkeiten des Geisteslebens in Osteuropa und Westeuropa an die Jenaer Universität geholt und diese wieder voll am internationalen und interdisziplinären Dialog beteiligt.

Von diesem interdisziplinären Klima hat die Jenaer Politikwissenschaft, nicht nur in ihrer Aufbauphase, beträchtlich profitiert. Hier nur ein Beispiel.

Die langjährige enge und fruchtbare Zusammenarbeit im Feld der politischen Soziologie, die mich mit meinem ebenfalls aus Köln nach Jena gekommenen hochgeschätzten und lieben Kollegen Heinrich Best verbindet, mündete schließlich in die dauerhafte Kooperation im Rahmen des SFB 580, in dem Politikwissenschaftler, Soziologen, Historiker, Psychologen und Wirtschaftswissenschaftler der Universitäten Jena und Halle gemeinsam die langfristigen Folgen des Systemumbruchs von 1989/90 untersuchen.

Zu den äußerst günstigen Rahmenbedingungen für die Entwicklung der Jenaer Politikwissenschaft, an die im Rückblick dankbar zu erinnern ist, gehören nicht zuletzt die Forschungsaufträge, die die Thüringer Landesregierung dem Institut erteilt hat. Unter ihnen nimmt der Thüringen Monitor eine prominente Stellung ein. Es war der Ministerpräsident Bernhard Vogel, der im Jahr 2000 nach dem Anschlag auf die Erfurter Synagoge erkannte, dass gegen demokratie- und menschenrechtsfeindliche Einstellungen und Handlungen weder Beschwichtigung noch Angstmarketing hilft, sondern zunächst einmal eine nüchterne und zuverlässige Bestandsaufnahme der Fakten als Grundlage politischen Handelns erforderlich ist. Seither werden im Rahmen des Thüringen-Monitors jährlich die Einstellungen der Thüringer zu Demokratie und Rechtsstaat, aber auch zu zentralen Themen der Landespolitik – so zur Bildungs-, Familien-, Jugend- und Sozialpolitik – untersucht. Auf diese Weise hat sich Thüringen ein Instrument geschaffen, das nicht nur als Frühwarnsystem gegenüber extremistischen Einstellungen am rechten wie am linken Rand des politischen Spektrums dient, sondern auch den Entwicklungsstand einer demokratischen politischen Kultur im Land insgesamt erfasst und die Handlungsspielräume für politische Problemlösungen abstecken kann.

Es steht sehr zu hoffen, dass auch die kommende Landesregierung das Potential dieses im Vergleich der deutschen Länder einmaligen Diagnoseinstruments erkennt und es auch weiter nutzt. Auch in der Politik gilt der Satz des Leipziger, später Bonner Pädagogen und Philosophen Theodor Litt: „Nicht das Wegsehen, sondern das Hinsehen macht die Seele frei!“

Im Foyer vor dieser Aula ist diese Einsicht noch grundsätzlicher formuliert: „Die Wahrheit wird Euch frei machen“ ist hier zu lesen – ein hoher Anspruch, dem sich nicht nur die Politik sondern auch die Jenaer Politikwissenschaft zu stellen hat. Ich wünsche ihr, dass sie diesem Anspruch gerecht werden kann. Und da ich sie mit Christoph Kähler für ein „lernendes System“ halte, bin ich da durchaus optimistisch.

Nach diesen Wünschen bleibt mir ein Dank für diesen Tag. Ich fühle mich von Ihnen allen sehr reich beschenkt – von den Herausgebern der Festschrift und den Autoren, von den Rednern des heutigen Tages, die es so gut mit mir meinten, von Herrn Dr. Schäffler, Musiklehrer am Christlichen Gymnasium Jena für die zum Nachdenken anregenden musikalischen Intermezzi, von allen, die diesen Tag möglich gemacht haben, besonders von Frau Wondrak, die im Vorfeld die Organisation in die Hand genommen hat, von allen Gästen, die Sie auch lange Wege nicht gescheut haben. Nehmen Sie alle meinen herzlichsten Dank.

Forum Politicum Jenense

FRIEDRICH-SCHILLER-UNIVERSITÄT

(Bezug gegen Einsendung der Herstellungskosten + Porto)

Beitrag Nr. 1:

Klaus Dicke: Der Krieg als Lehrmeister des Friedens?, Jena 1996

Beitrag Nr. 2:

Ingo Kolboom: Die Ära Mitterrand 1981 – 1995. Versuch einer Bilanz, Jena 1997

Beitrag Nr. 3:

Jörg Monar: Der Vertrag von Amsterdam. Grenzen und Risiken des intergouvernementalen Verfassungsgebungsprozesses der Europäischen Union, Jena 1998

Beitrag Nr. 4:

Hans Maier: Europa und die Kirchen

Werner Leich: Zum Verhältnis von Staat und Kirche in der DDR. Hintergründe, Fakten, Erkenntnisse, Jena 1998

Beitrag Nr. 5:

Helmut Hubel: Moral, Realpolitik und transnationale Bindungen: Das trilaterale Verhältnis zwischen Deutschland, Israel und den USA, Jena 1998

Beitrag Nr. 6:

Karl Schmitt (Hrsg.): Kirchen und Politik in und nach der friedlichen Revolution, Jena 1999

Beitrag Nr. 7:

Helmut Hubel (Hrsg.): Quo vadis, Amerika? Beiträge zur Innen- und Außenpolitik der USA, Jena 1999

Beitrag Nr. 8:

Torsten Oppeland: Die deutsch-amerikanischen Beziehungen nach dem Ende des Ost-West-Konflikts, Jena 2000

Beitrag Nr. 9:

Michael Mertes: Zur Entstehung und Wirkung des Zehn-Punkte-Programms vom 28. November 1989. Ein Werkstattbericht, Jena 2001

Beitrag Nr. 10:

Richard Stöss: Rechtsextremismus. Begriffe, Ursachen, Ziele, Entwicklung und Perspektiven, Jena 2001

Beitrag Nr. 11:

Klaus Dicke: Globales Recht ohne Weltherrschaft. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen als Welt-Gesetzgeber?, Jena 2001

Beitrag Nr. 12:

Helmut Hubel: Die Ostbeziehungen der sich erweiternden EU, Jena 2001

Beitrag Nr. 13:

Klaus Dicke: Harry Graf Kessler und sein "Verfassungsentwurf für den Völkerbund", Jena 2002

Beitrag Nr. 14:

Hartmut Behr und Markus Kaim (Hrsg.): Der Irak-Konflikt. Aktuelle Analysen, Jena 2003

Beitrag Nr. 15:

Torsten Oppelland (Hrsg.): Warum Wahlen verloren. Studien zu den Wahlkampfstrategien von CDU/CSU, FDP und PDS im Bundestagswahlkampf 2002, Jena 2003

Beitrag Nr. 16:

Alexander Graf York von Wartenburg: 30 Jahre Deutschland in den Vereinten Nationen, Jena 2004

Beitrag Nr. 17:

Olaf Leiße (Hrsg.): Sibirische Facetten: Erkundungen in einem fernen Land, Jena 2008

Beitrag Nr. 18:

Karl Schmitt, Wahlmonarchie ohne Ende? 50 Jahre V. französische Republik, Jena 2009

Beitrag Nr. 19:

Akademische Festveranstaltung anlässlich des 65. Geburtstags von Professor Dr. Karl Schmitt, Jena 2009

Akademische Festveranstaltung anlässlich des 65.
Geburtstags von Professor Dr. Karl Schmitt

Jena: Universitätsdruckerei, 2009

Forum Politicum Jenense, Beitrag Nr. 19

ISBN 3-9807645-7-5